

Wladimir Kaminer

Ich bin
kein Berliner

Ein Reiseführer
für faule Touristen

GOLDMANN
MANHATTAN

Inhalt

1. Ich bin kein Berliner	9
2. Berlins Geschichte in Kürze	17
3. Berliner Kuppe	23
4. Berliner Großereignisse	30
5. Berliner Dialekt	37
6. Warum der Postmann in Berlin immer zweimal klingelt	42
7. Shoppen in Berlin	47
8. Berliner Gastronomie	54
9. Berlin ist eine Kneipe	60
10. Nazis und andere Sehenswürdigkeiten	69
11. Berlin – eine Theaterhauptstadt	73

12. Berliner Bildung	78
13. Die Fußballstadt	85
14. Handeln und Feilschen in Berlin	99
15. Die Kriminalität	104
16. Berliner Touristen	111
17. Unterwegs in der Sonnenstadt Berlin	116
18. Berliner Ökonomie	125
19. Die kleinste Minderheit von Berlin	133
20. Malewitsch lachte	139
21. Berliner Musik	145
22. Dichter über Berlin	151
23. Berlin – eine Arbeiterstadt	156
24. Berliner Kinder	165
25. Frauenmode in Berlin	169
26. Männermode in Berlin	174
27. Berliner Hoppegarten	180
28. Berliner Wirtschaft	188
29. Berliner Fauna	193
30. Deutsche Zeitzone	197
31. Berliner Hochzeiten	201
32. Berliner Aberglaube	207

33. Eine Vision für Berlin: Meine erste Rede als Bürgermeisterkandidat	211
Anhang	215



Ich bin kein Berliner

Ich bin kein Berliner. Ich bin auch nicht »Deutschland«. Die Social-Marketing-Kampagne des letzten Jahres »Du bist Deutschland« hat mich nur irritiert. Ich kenne mich hier nicht wirklich aus. Vor fünfzehn Jahren kam ich nach Ostberlin, aus Gründen, die mir bis heute rätselhaft geblieben sind. Wahrscheinlich war es bloße Neugier auf die Welt und ungebremste Reiselust, die mich damals nach Berlin trieben. Die Reise erwies sich als fatale Entscheidung. Einmal hier gelandet, kommt man kaum mehr weg. Berlin bindet.

Alle Einheimischen, die ich im Laufe der Jahre

kennengelernt habe, wollten immer als Erstes wissen, wieso ich damals ausgerechnet Berlin beziehungsweise Deutschland als Reiseziel gesucht hatte. Meine Ausweichantworten »Es hat sich so ergeben« oder »Ich bin in den falschen Zug gestiegen« konnten sie nicht zufriedenstellen. Wenn ich aber zur Abwechslung sagte, ich fände Deutschland gut und Berlin sei eine tolle Stadt, wollte mir das einfach keiner glauben.

Die Eingeborenen zeigen sich in der Regel sehr kritisch ihrem Land und ihrer Stadt gegenüber. Erst vor kurzem traf ich in unserer Stammkneipe einen Journalisten aus Bochum, der genau wie ich vor fünfzehn Jahren nach Berlin ausgewandert war und mich nicht nach den Gründen meiner damaligen Abreise fragte. Von sich behauptete er sogar ungeniert, ihm wäre es schon immer klar gewesen, dass er hier in einem Paradies lebe. Alle Gäste, die unserem Gespräch lauschten, hatten sofort Abstand von dem Mann genommen. Die Wirtin vermutete später, er wäre unter Drogen gestanden. Inzwischen weiß ich, was diese ständige Fragerei soll: Es ist eine Art Flirt. Das Land will gefallen, schämt sich aber, es öffentlich zuzugeben. Unsere Liebesbeziehung steckt deswegen permanent in einer Krise, die aber für beide Seiten fruchtbar ist.

Schon an meinem ersten Tag in Berlin musste ich im Berliner Polizeipräsidium am Alexanderplatz mit ein paar anderen Russen zusammen Fragebögen ausfüllen, um humanitäres Asyl gewährt zu bekommen. Die Frage »Aus welchem Grund haben Sie Deutschland gewählt, und was haben Sie in Deutschland vor?« stand ganz oben auf der Liste. Niemand von meinen Landsleuten hatte eine Idee, wie man diese Frage vernünftig beantworten konnte. Sie waren alle mehr oder weniger zufällig in Deutschland gelandet, weil sie zum Beispiel eine nette deutsche Tante hatten oder einen deutschen Freund, der sie eingeladen hatte. Ein älterer, intelligent aussehender Mann, der Einzige aus unserer Asylantengruppe, der über gute Deutschkenntnisse verfügte, schrieb, er sei ein Bewunderer der deutschen Kultur und Sprache, woraufhin alle anderen diesen Satz von ihm übernahmen.

Mit einer Zweimonatsduldung verließen wir, die frisch gebackenen Deutschkultur-Bewunderer, damals das Polizeipräsidium am Alex. »Zwei Monate müssten euch reichen, um die deutsche Kultur gründlich kennenzulernen«, witzelte der zuständige Beamte. Dreizehn Jahre später, als ich hier die Staatsangehörigkeit für mich und meine Kinder beantragte, wurde ich erneut in den unzähligen Formularen mit

der gleichen Frage konfrontiert. »Warum Deutschland?«, wollte man von mir wissen.

Die jungen Russen und Ukrainer, die sich heute als Au-pair-Mädchen beziehungsweise -Jungs für deutsche Kinder bewerben oder sich zum Studium in Berlin anmelden wollen, füllen ähnliche Fragebögen aus. Sie müssen darin verständlich machen, warum sie unbedingt in Deutschland studieren oder arbeiten wollen und nicht zum Beispiel in Zimbabwe, und was sie an Deutschland besonders schätzen. Die meisten schreiben immer das Gleiche voneinander ab: »Deutsche Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit (!) möchte ich lernen. Diese Eigenschaften werden mir auf meinem beruflichen Weg sehr helfen.« Als ob sie alle später Polizisten, Zugabfertiger oder Straßenfeger werden wollen.

»Warum müssen die Deutschen unbedingt wissen, was die anderen über sie denken?«, fragte mich einmal ein Au-pair-Mädchen, und ich konnte ihr keine vernünftige Antwort geben.

»Sag ehrlich, was hältst du von mir?«, ist bekanntlich eine gefährliche Frage, die man nicht einmal dem besten Freund stellen sollte. Mit einer solchen Frage kann jede glückliche Ehe ruiniert, echte Freundschaft gelöst, ein vielversprechender Arbeitsvertrag vorzeitig beendet werden. Solche Fragen sorgen niemals

für Aufklärung, sie säen nur noch mehr Misstrauen. Dessen ungeachtet bemüht sich Deutschland, nach seinen eigenen Bildern in der Fremde zu forschen: Jeder Ausländer, der hierherkommt, wird einem Verhör unterzogen. Im Ausland werden parallel dazu groß angelegte Untersuchungen durchgeführt, um festzustellen, was der eine oder andere dort von Deutschland hält. Die Ergebnisse sind so lala. Kaum jemand will die deutschen Leistungen in den Bereichen Kultur, Freizeit und Sport würdigen, auch nicht die deutschen Errungenschaften in der Wissenschaft und die exotische deutsche Küche. Stattdessen kommen in den Vorstellungen der Ausländer über Deutschland immer wieder Hitler, das Bier und die Ordnung vor. Wenn die Deutschen im Ausland gelobt werden, dann stets von den Falschen und für Taten, die das Land selbst am liebsten schnell vergessen würde. Die Iren verlieren manch gutes Wort über die Deutschen, weil sie einst England bombardiert haben; die Araber würdigen sie für den Versuch, die jüdische Bevölkerung auszurotten; die Japaner sehen den Deutschen gerne im Fernsehen beim Jodeln zu; und die Russen halten die deutschen Pornofilme für die härtesten der Welt. Ich habe sie selbst nicht gesehen, man hat es mir erzählt.

Die meisten Ausländer schöpfen jedoch ihre Infor-

mationen über Deutschland aus alten Kriegsfilmen. Eine Bekannte, die als selbstständige Reiseunternehmerin Touristengruppen durch Berlin führt, erzählte mir neulich, dass sie für die deutschen und ausländischen Gäste zwei völlig unterschiedliche Reiserouten hat. Den Deutschen zeigt sie, wo Marlene Dietrich heiratete und in welcher Kneipe Ringelnatz seine Gedichte schrieb. Auf Englisch erzählt sie, wo Himmeler seine Brötchen holte und wo Goebbels' Zahnarzt praktizierte. Diese Informationen entsprechen den alten Filmklischees, die noch immer das Deutschlandbild der Amerikaner, Briten und Franzosen prägen. Der Gerechtigkeit halber muss ich sagen, dass die Filmklischees nicht immer falsch liegen. So hatte ich lange Zeit als leidenschaftlicher Anhänger des amerikanischen Actionkinos eine bestimmte Vorstellung von den Vereinigten Staaten. In meinem Amerika flippten die Bürger ständig aus, sie schossen mit Gewehren um sich, konsumierten tonnenweise Drogen, wurden blitzschnell reich oder umgekehrt sauer, sie fuhren alte und neue Autos zu Schrott, rappen in Gefängniszellen und führten gerne Kriege in fernen Ländern. Nun habe ich Amerika endlich persönlich bereist und kann sagen, meine Klischees haben sich im Wesentlichen bestätigt.

Im russischen Fernsehen ist das Deutsche zurzeit

dank der Bierwerbung für die Marke *Bavaria* präsent, obwohl dieses Bier nicht aus Deutschland, sondern aus St. Petersburg kommt. In dem Werbespot sieht man einen älteren Mann hinter einem großen gefüllten Bierglas sitzen und nachdenken. Ein jüngerer, möglicherweise der Sohn des Biertrinkers, klopft ihm auf die Schulter und fragt: »Na, Alter, alles in Ordnung?«

»Alles wie in Bayern!«, antwortet der Alte und kneift ein Auge zu.

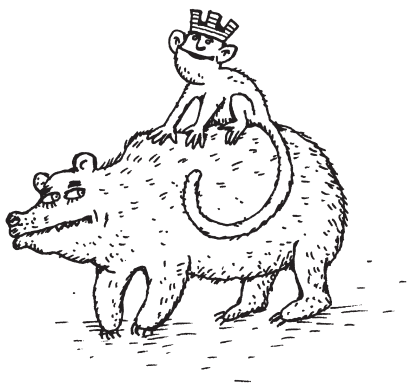
Das tue ich an dieser Stelle auch. Die Ordnung überlassen wir aber den Bayern, denn in diesem Buch soll es eigentlich nur um Berlin gehen.

TIPP:*

Als Ausgehtipp möchte ich Ihnen den **Alexanderplatz** empfehlen, besonders das **Polizeipräsidium** dahinter. Dort werden keine Aufenthaltserlaubnisse mehr erteilt, sondern in Polen gebaute deutsche Autos TÜV-geprüft. Daneben gibt es dort auch noch einen Fahrrad-TÜV. Außerdem befindet sich unter der S-Bahnbrücke noch die kleinste Schwulenkneipe Berlins – die **Besenkammer**. Und im

* Zu den in den Tipps hervorgehobenen Begriffen finden sich im Anhang weitere Informationen.

Foyer des **Fernsehturms** steht ein Zauberautomat, der das Schicksal eines jeden anhand einer bloßen Unterschrift ausspuckt – gegen eine geringe Gebühr. Das Geschäft wurde vor sechzehn Jahren von den faulen Russen gegründet, auf der Suche nach Möglichkeiten, ohne Arbeit reich zu werden.



Berlins Geschichte in Kürze

Vor langer, langer Zeit, als die Grenzen Europas noch nicht festgelegt waren, tummelten sich zwischen Elbe und Oder verschiedene Stämme auf der Suche nach einer gemütlichen Bleibe. Aus dem Osten und Süden kamen welche, die einem Affenkult anhingen, es drängte sie stets, auf Bäume zu klettern. Aus dem Norden und Westen drangen kriegerische Stämme in das Gebiet ein, denen Bären heilig waren und die deswegen vier Monate im Jahr in Winterschlaf fielen. An der Stelle des heutigen Berlins stießen diese Stämme aufeinander. Ihre Kämpfe dauerten an, weil die einen sich stets auf den Bäumen in Sicherheit

brachten und die anderen immer wieder einschliefen. Als sie nach Jahren merkten, dass es in diesem Krieg keine eindeutigen Gewinner geben konnte, teilten sie sich die Beute. Die Bärenmenschen zogen nach Spandau an die Havel, die Affenmenschen gingen nach Köpenick an die Spree.

Mit der Zeit kamen sie einander etwas näher, manche heirateten sogar gegen den Willen ihrer Eltern ins fremde Lager ein. Nach einer solchen Heirat durften sie sich aber weder in Köpenick noch in Spandau wieder blicken lassen, und so siedelten sie sich irgendwo dazwischen an. Dort, in den Sümpfen des Neolithikums, kamen die ersten Berliner zur Welt – Zwitter aus Affen und Bären. Diese Spezies erwies sich zwar als etwas muffelig, war aber durchaus überlebensfähig. In ihrer Mentalität verbanden die Urberliner die besten Eigenschaften ihrer Vorväter: die Grazie eines Bären mit der Schläue eines Affen. Sie ließen sich nicht von den anderen Frischeuropäern dumm von der Seite anquatschen und schliefen den ganzen Winter über.

Während die anderen Ureinwohner Europas sich ansickten, ihre Städte möglichst schnell auf Welt-niveau zu bringen, konnten die Berliner der Streberei des Mittelalters nichts abgewinnen. Sie hielten sich demonstrativ aus allem heraus, wurden christiani-

siert, ohne es überhaupt mitzubekommen, und zu Zeiten der Reformation, als Martin Luther seine fünfundneunzig Thesen an die Wittenberger Kirchentür nagelte, konnten sich die Berliner als Einzige nicht entscheiden, ob sie nun Calvinisten oder Katholiken sein wollten. Sie wollten nur in Ruhe gelassen werden. Während des Dreißigjährigen Krieges wechselten die Berliner jedes Jahr die Seiten und schickten ihre Truppen mal in die eine, mal in die andere Richtung. In der Regel immer dorthin, wo gerade am wenigsten los war. Sie akzeptierten weder Peitsche noch Zuckerbrot. Egal, was man ihnen anbot, sie waren immer dagegen.

Doch die Zeiten waren hart. Der Widerwille und Eigensinn der Berliner konnten die Stadt nicht auf Dauer vor Monarchen, Kaisern und Führern retten. Unzählige Male war Berlin deswegen im Laufe der Geschichte dem Untergang geweiht. Doch nach jedem Brand, nach jeder Zerstörung bauten die Berliner ihre Stadt wieder auf, und zwar immer genauso wie früher. Man nannte das Sanierung. Mit der Zeit entwickelte sich daraus ein regelrechter Wiederaufbau-Tick, den sie bis heute nicht überwunden haben. Die Bauarbeiten dauern das ganze Jahr an und gehören längst zu den festen Sehenswürdigkeiten der Stadt: »Jede Baustelle eine Schaustelle« – so nennt

man das hier. Auch fünfzig Jahre nach dem letzten Krieg werden in Berlin täglich Häuser geplant und wieder aufgebaut.

Der Name der Stadt wird laut Berichten der westeuropäischen Historikerkommission vom Markgrafen Albrecht abgeleitet, dem Anführer der Bärenmenschen, der angeblich den Spitznamen »Bär« trug. Diese Version wird jedoch von der osteuropäischen Historikerkommission nicht bestätigt. Sie behauptet, der Name »Berlin« käme aus dem Slawischen und bedeute so viel wie »Gut gemistete Gegend«.

Nach dem letzten Weltkrieg wurde Berlin von den Siegermächten wieder in seine ursprüngliche Zwei-Stadt-Form gebracht, wobei sich das ehemals dem Affenstamm zugehörige und fortan sozialistisch geführte Ostberlin von seinen Bärenbrüdern im Westen mittels einer Mauer trennte. Sie bekam den protzigen Namen »Berliner Mauer« und hielt beinahe vierzig Jahre. Noch heute ist dieses Bauwerk mit Abstand die spannendste Attraktion der neuesten deutschen Geschichte, die das Land den Touristen zu bieten hat. Wenn Sie Berlin besuchen und auf der Suche nach der Berliner Mauer durch die Stadt flanieren, sollten Sie auf gar keinen Fall einen Einheimischen nach dem Weg zu fragen. Der wird Sie bestimmt verarschen und auf irgendeine Parkanlage zeigen. Ich er-

laube mir hier, ein großes Geheimnis dieser Stadt zu lüften: Die Mauer gibt es seit siebzehn Jahren nicht mehr. Sie ist wie die Bastille in Paris längst abgerissen worden. Ein richtiger Berliner Reiseführer wird Sie bestimmt zum Check Point Charlie schicken, dem ehemaligen innerstädtischen Grenzübergang. Dort kann man angeblich noch die Überreste der Mauer sehen. Diese Überreste werden dort, in kleinen Tütchen verpackt, von türkischen Balalaikaverkäufern zu erschwinglichen Preisen an amerikanische und japanische Touristen verscherbelt. Die Tütchen werden in China hergestellt, die Steine sind auch nicht echt. Wahrscheinlich kommen sie aus Polen. Aber das interessiert keinen.

TIPP:

In Berlin gibt es mehrere **Bärenzwinger**. Von den meisten Reiseführern werden sie ignoriert. Einer befindet sich in Mitte – im **Köllnischen Park** neben dem Märkischen Museum, ein weiterer in Lichtenberg – neben dem Eingang zum **Tierpark Friedrichsfelde**. Dazu kommen noch jede Menge frei lebende Waschbären in den Außenbezirken der Stadt, wo sie teilweise eine wahre Plage sind. Eine noch wahrere Plage sind aber die tausende von Plastikbären in Kriegsbemalung, die vor besonders lokalpatriotischen Un-

ternehmenssitzen stehen. Diese Bären wurden von Künstlern aus aller Welt bemalt. Die Idee dazu stammt von einem Frankfurter Avantgarde-Künstler, der auch mal richtig Geld verdienen wollte. Den Anfang machte jedoch die Stadt Zürich – mit bunten Plastikkühen.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher.
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Originalausgabe April 2007

Copyright © 2007

by Wladimir Kaminer

Copyright © dieser Ausgabe 2007

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration:

Copyright © 2007 by Vitali Konstantinov

Illustrationen im Innenteil:

Copyright © 2007 by Vitali Konstantinov

Titelnummer: 54240

AB · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

ISBN: 978-3-442-54240-6

www.goldmann-verlag.de